

Festival „im*possible bodies“ im Frankfurter Künstlerhaus Mousonturm stellt diverse Körper ins Rampenlicht, die im traditionellen Theaterprogramm allenfalls derstatus einnehmen. Elisa Liepsch, künstlerische Leiterin des Festivals, erklärt, am Mousonturm anders läuft.

Interview: Mahret Ifeoma Kupka

IM MÖGLICH- KEITSRAUM

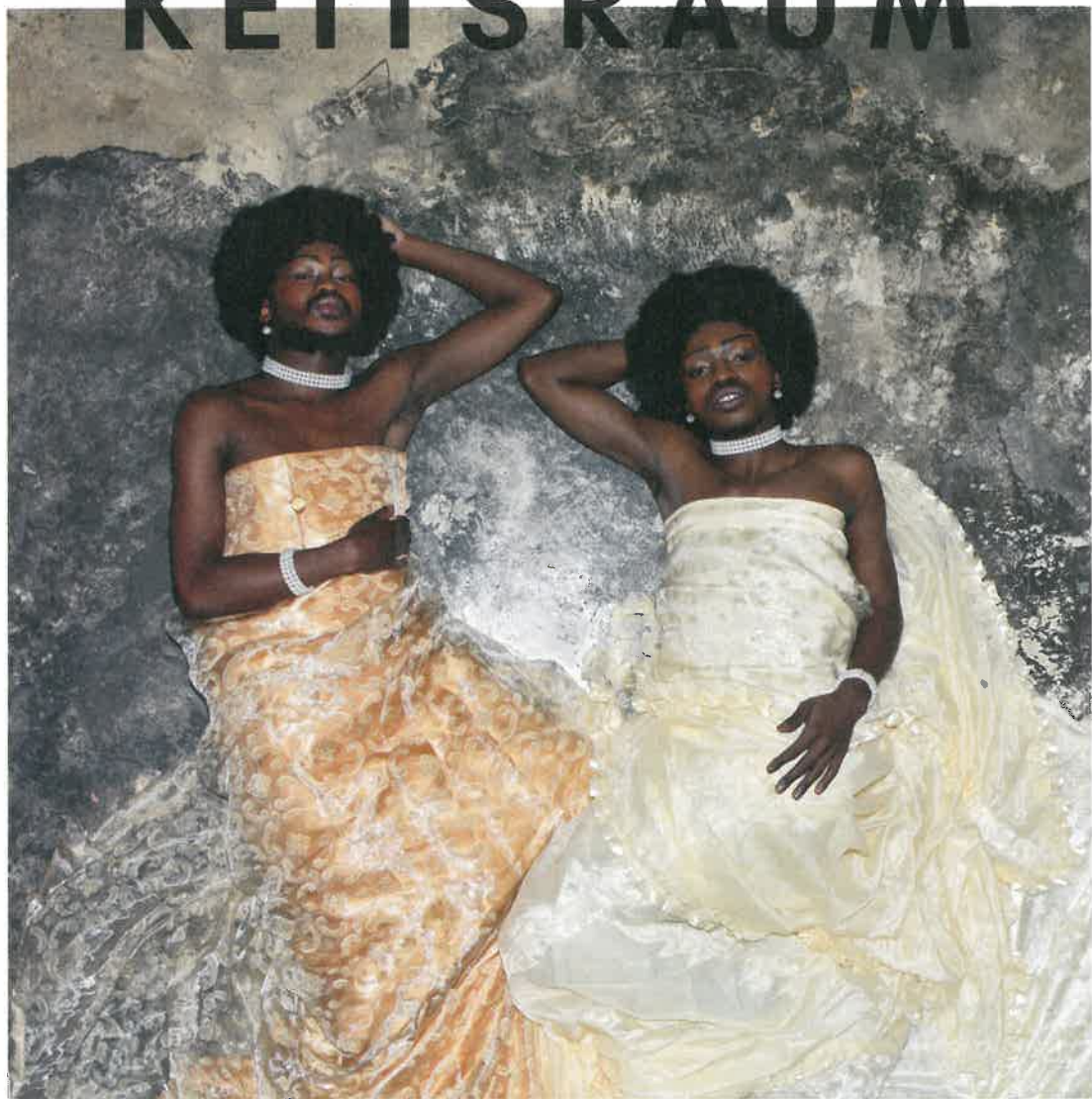


Foto: Nick Widmer

Worum geht es bei „im*possible bodies“? „im*possible bodies“ ist die konsequente Weiterführung dessen, was am Mousonturm grundsätzlich verhandelt wird: Wir setzen uns mit Körpern jenseits des Normativen auseinander. Beim Festival konzentrieren wir uns auf vermeintlich mögliche und unmögliche Körper im Kunst- als auch im sozialen Raum und vor allem auch auf jene, die es noch zu denken gilt. Wir wollen Körper sichtbar machen, die in der *weißen* und heteronormativen Bühnenfestung unterrepräsentiert sind: (post-)migrantisierte Körper, Schwarze und Körper of Color und trans Körper und ihre jeweiligen Kontexte. Das schließt Debatten um (Post-)Kolonialismus, Rassismus, Homophobie und die Strukturen des Kunstbetriebs mit ein. Und das Denken von Utopien.

Die Ursache mangelnder Vielfalt auf den Bühnen liegt meist an veralteten, festgefahrebenen Strukturen, die sich nur sehr langsam verändern. Was ist am Künstlerhaus Mousonturm anders? Der Mousonturm ist kein Stadttheater mit einem festen Ensemble, sondern ein sogenanntes Produktionshaus. Wir zeigen (inter-)nationale Produktionen, aber vor allem entsteht hier Kunst vor Ort mit einem Fokus auf Performance und Tanz. Uns ist es wichtig, langfristige Verbindungen und Vertrauensverhältnisse mit Menschen einzugehen. Wir arbeiten eng mit der lokalen Szene zusammen und laden immer wieder externe Kurator*innen ein. So initiieren wir andere Arbeitsprozesse und reflektieren gemeinsam mit temporären Gäst*innen unsere Arbeit. Uns ist es wichtig, unser Programm kritisch zu betrachten, die eigenen Strukturen zu hinterfragen und brüchig zu machen. Sowohl inhaltlich-künstlerisch als auch strukturell gibt es für uns noch jede Menge zu tun.

So ein Reflexionsprozess macht nicht an der Oberfläche halt, sondern dringt meist tief bis in die kleinsten Details der Produktionsbedingungen vor... Absolut. Wir sind ein sehr *weißes* Team und gerade bei einem Projekt wie „im*possible bodies“ muss man sich Kompliz*innen und Verbündete dazu holen. Wir laden Menschen wie Nana Adusei-Poku ein, um bestimmte Fragestellungen zu debattieren und die eigenen Privilegien zu reflektieren. Wie kuratiere ich? Wer kommt hier rein? Wen schließe ich aus? Wissentlich oder unwissentlich? Was meine ich damit, wenn ich hier so ein Festival mache? Das fängt ganz banal damit an, wie überhaupt erste Kontakte mit Künstler*innen zustande kommen. Wie kümmere ich mich um sie, wenn sie hier ankommen? Es ist klar, dass normativ gelesene Menschen anders durch Frankfurt und hier durch den Turm gehen als People of Color, queere oder trans Menschen. Ein Festival, das sich mit bedrohten oder verwundbaren Körpern auseinandersetzt, kann nur mit einem entsprechenden Bewusstsein durchgeführt werden. Das Festival und seine Prozesse muss man ganzheitlich denken.

Das Feld der „unmöglichen Körper“ ist groß. Oft geraten nationale und lokale Perspektiven im Zuge einer Internationalisierung in den Hintergrund. Der TURN Fonds der Kulturstiftung des Bundes fördert beispielsweise den Austausch deutscher Institutionen mit afrikanischen Ländern, vergisst darüber aber völlig die afrodeutsche Perspektive. Welche Rolle spielt für euch der Austausch mit Szenen in Deutschland und vor Ort in Frankfurt? Internationalität ist nicht gleich Interkultur. Deutschland hängt in den Debatten um (Post-)Kolonialismus und

„Wir wollen nicht nur Kunst zeigen, sondern versuchen, gemeinsam eine andere Zukunft zu denken und Solidarität zu praktizieren.“

und ästhetische Situation, auch wenn es große Parallelen gibt. Mit Simone Dede Ayivi, Nuray Demir und Tümay Kılınçel sind postmigrantisierte Künstlerinnen aus Deutschland im Festival vertreten, mit Tucké Royale und Danny Banany queere Stimmen, und aus Frankfurt arbeiten wir mit Ayla Pierrot Arendt, Carolina Mendonça, Joana Tischkau und Initiativen wie der Queeren Ringvorlesung oder SUQ – solidarisch, unaufgefordert, queer – zusammen und laden sie ein, eigene Programmpunkte zu kuratieren.

Wen wollt ihr mit „im*possible bodies“ erreichen? „im*possible bodies“ richtet sich zunächst einmal an alle, soll aber auch explizit jene ansprechen, die nicht jeden Tag Theater gucken. Es ist ein Festival an der Schnittstelle von Aktivismus und Kunst. Wir werden hier u. a. einen wandelbaren und beispielbaren Raum installieren, einen Safe-Space für Workshops und Begegnungen, in dem man aber auch einfach abhängen, Fragen stellen und mit anderen Besucher*innen oder den Künstler*innen ins Gespräch kommen kann. Wir wollen nicht nur Kunst zeigen und dann gehen alle nach Hause, sondern einen Möglichkeitsraum schaffen, in dem wir versuchen, gemeinsam eine andere Zukunft zu denken und Solidarität zu praktizieren. Dafür wollen wir Allianzen eingehen und Wagnisse – auch, um der jetzigen politischen Situation die Stirn zu bieten. ◊

Diversität total hinterher und hat es bisher sehr gut geschafft, alle Menschen, die nicht *weiß* und nicht-normativ sind, von der Bildfläche zu verdrängen. Es gibt viele Bereiche, in denen andere Körper gar nicht vorkommen, bzw. gab es lange einen strukturellen Ausschluss, sodass es überhaupt keine Role-Models gibt. Sehr selten gibt es diverse Personalstrukturen. Entscheider*innen waren immer *weiß* und meistens auch männlich. Es ist natürlich verlockend, den angloamerikanischen Raum zu reflektieren, denn durch den sind wir sehr stark geprägt. Wir haben Künstler*innen aus Brasilien, den USA und aus Großbritannien eingeladen. Aber wenn man nicht aufpasst, übersieht man die deutschen Kontexte und Fragen schnell. Wir haben hier andere Diskurse um Körper, eine andere politische

im*possible bodies
17.–29.04., Künstlerhaus
Mousonturm,
Frankfurt am Main,
mousonturm.de